Zeitschrift: Appenzellisches Monatsblatt
Band: 2 (1826)
Heft: 8

Artikel: Pfarrer Gabriel Walser
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-542323

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Appenzellisches

Monatsblatt.

Nro. 8. August. 1826.

Gutes wirken, in dem größten Umfange Gutes thun, ist die höchste Würde der Menschheit, ist die höchste Stufe der Tugend.

Iselin.

542361

Pfarrer Gabriel Walser.

Von Jh. Mathias Bänziger, s. Monatsblatt 1832 S. 187.

Kein Geistlicher unsers Landes hat im 18. Jahrhundert mehr auf seine Bildung verwendet, keiner von seiner Zeit einen bessern Gebrauch gemacht, und ein bleibenderes Denkmal seines Daseyns hinterlassen, als Gabriel Walser von Teufen, weiland Pfarrer in Speicher und zu Bernegg. Wir machen es uns daher zur Pflicht, seiner in diesem Blatte zu gedenken.

Er wurde 1695 in der Gemeinde Wolfhalden geboren. Herr Dekan Gabriel Walser von Teufen und Frau Katharina Zellweger von Trogen waren seine Eltern. Seine Jugend bis in das siebenzehnte Jahr verlebte er unter ihrer Pflege und Leitung. Der Liebe seines Vaters, der ihn selbst unterrichtete, verdankte er die frühe Entwickelung des Geistes, nebst den zum Besuch einer hohen Schule nötigen Kenntnissen. 1712 kam er nach Basel, wo er sich der Theologie ausschließlich widmete. Die Universität daselbst mag damals noch in gutem Stande gewesen seyn; gleichwohl wollte der lernbegierige Jüngling noch andere Lehranstalten besuchen.

Deutschlands gelehrte Männer, deren Ruf in Basel erscholl, zogen ihn mächtig an. Mit Einwilligung seiner Eltern reiste er, nach einem zweijährigen Aufenthalt auf der schweizerischen Hochschule, nach Marburg. Hier setzte er seine theologischen Studien noch anderthalb Jahre fort. Unterdessen wurde in ihm der Wunsch rege, noch auf andern Universitäten den Kreis seiner Kenntnisse zu erweitern. Seine Eltern erhob die Hoffnung, Gott werde den Eifer ihres Sohnes segnen und die lange Entbehrung seiner Gegenwart durch innige Freuden ersetzen; daher entsprachen sie seinem Wunsche. Er gieng nach Tübingen, Jena und Halle, um seine Ansichten zu erweitern und sich in den Kenntnissen zu vervollkomnen, die ihn später in den Stand setzten, sich neben seinem wichtigen Berufe ein Feld nützlicher Thätigkeit zu eröffnen. 1717 verließ er auf Begehren seines Vaters die akademische Laufbahn, wurde zu Basel bei der Prüfung tüchtig gefunden ein geistliches Amt zu bekleiden, und so kehrte er nach einer fünfjährigen Abwesenheit zu seinen Eltern in sein Vaterland zurück, wo er bald Mitglied der Synode wurde. Zwei Jahre blieb er als Kandidat in seinem väterlichen Hause. Von seinem Streben und seiner Thätigkeit in diesen zwei Jahren haben wir keine Kunde. Ueberhaupt wissen wir nichts aus dieser Zeit von ihm, als wie er einmal ohne Schuld in Verlegenheit kam und ohne Vorsatz die Leute in Schrecken setzte:

An einem schwülen Sommerabend gieng er nach dem Bodensee, um sich da zu erquicken. Seine Kleider verbarg er in ein Gebüsch und gab sich unbesorgt der Freude des Badens hin. Bei seiner Rückkehr suchte sein Blick die Kleider vergeblich. Er staunt, traut kaum seinen Augen. Was machen? Walser thut, was in seiner Lage das Klügste ist. Er verbirgt sich, bis das Dunkel der Nacht einbricht und nur der Mond seinen Pfad erhellt. Nun bestreicht er sein Antlitz mit Koth, nimmt einen Stock in seine Rechte und geht so seines Weges sicherer, als ein bewaffneter Held.

Die Leute in Buchen und Thal, die vor den Häusern sitzen, springen sich behütend und bewahrend in's Innerste ihrer Wohnung; andere, denen er auf der Straße begegnet, fliehen bestürzt über die fremde Erscheinung. Bei der Wohnung seiner Eltern klopft er an. Die Mutter schaut zuerst zum Fenster hinaus und schreit: „Ein Gespenst, ein Gespenst!“ Herr Dekan will es auch sehen, er sieht es, hört die Stimme seines Sohnes und öffnet ihm die Thür. Zum Glück wurde Herr Kandidat Walser sonst von Niemand erkannt.

1721 wurde die Pfarrei in Speicher ledig, und Walser daselbst zum Pfarrer erwählt. Vierundzwanzig Jahre stand er dieser Gemeinde als Seelsorger vor. Als er von der Gemeinde zu Bernegg gewählt war, verließ er die ihm bis dahin anvertraute Heerde mit um so innigerm Bedauern, da sie, während seines Aufenthaltes in ihrer Mitte, so viel gethan hatte, um ihm Freude zu machen und dem Gottesdienst Würde zu geben. „Unter meinem Pfarrdienst,“ sagt er in seiner Chronik, da wo er vom Aufblühen der Gemeinde Speicher redet, „unter meinem Pfarrdienst haben sie 1723 die alte Kirche abgebrochen und eine neue erbaut. 1730 das Pfarrhaus erweitert und eine Räthenstube errichtet. 1733 den Thurm erhöhet und einen neuen Helm verfertigen lassen. 1736 den 27. Tag Herbstmonats eine ganz neue, 31 Zentner und 35 Pfund schwere Glocke angeschafft, und das alles aus freiwilligem Beitrag der Kirch- und Gemeindsgenossen.“

Während seines Aufenthalts in dieser Gemeinde verfaßte er Kalender. Vom Jahr 1738 bis 1745 sind sie noch vorhanden. Aus einem dreifachen Grunde scheinen sie mir der Erwähnung würdig.

Vorerst ist darin das Bestreben sichtbar Licht zu verbreiten. Er sucht dem gemeinen Mann deutliche Begriffe von fremden Ausdrücken, die im Kalender vorkommen, zu geben, und ihm richtige Vorstellungen von den Ursachen solcher Erscheinungen beizubringen, die ihn so leicht mit

Besorgniß erfüllen. Wie sehr er seine Erklärung, die er oft in Fragen und Antworten einkleidet, der Fassungskraft des Volks anzupassen wußte, mag folgendes Beispiel beweisen: Wie kann aber der Mond, da er doch so viel kleiner ist, als die Sonne und die Erde, dennoch die ganze Sonne bedecken? Das geschieht darum, weil der Mond viel näher bei der Erde stehet, als die Sonne; wenn ich die Hand vor die Augen halte, kann sie auch verhindern, daß ich große Städte und Dörfer nicht sehen kann. Also steht der Mond nicht weit von meinem Gesicht, und macht, daß ich die große Sonne nicht sehen kann, wann er mir gerade vor die Sonne tritt. Vorzüglich war er darauf bedacht, schädliche und beängstigende Vorurtheile zu verdrängen.

Um seine Leser über die Furcht vor einem Jahr, in dem Mercurius regierte, zu erheben, giebt er ihnen diese Belehrung: Viele Leute pflegen gemeiniglich nachzuforschen, was für ein Planet dieses Jahr regiere? Denen könnte man gleich nach den Regeln der Astrologen sagen: daß der Mercurius vom 10. März 1739 bis zu dem 10. März 1740 regiere, und weil der Planet Mercurius mehr trocken und kalt, als warm, danahen auch selten fruchtbar ist, so hätten wir wenig gutes zu prophezeien. Allein dieses sind alte Aberglauben, die unter christlichen und vernünftigen Gemüthern heut zu Tage keinen Platz mehr finden. Wir sagen, derjenige, so das Jahr regiert, ist der gute, große, starke und allgenugsame Gott, der alles in seiner Hand hält, und reich ist von Gnade und Barmherzigkeit. Werden wir nach seinen Geboten leben und in seiner Furcht und Allgegenwart wandeln, und seine Gaben mit heiliger Dankbarkeit genießen, so wird er das Land segnen, daß es seine Gewächse geben wird, wir werden sicher auf dem Lande wohnen und erfahren, daß Gott der Herr ist. Auf gleiche Weise setzt er in andern Stellen dem unter dem Volke herrschenden Aberglauben christliche Grundsätze zur Seite, um das Ungereimte desselben

in ein helleres Licht zu setzen, und um ihm seine festeste Stütze, Mangel an ächt religiöser Bildung, zu entziehen.

Ferner macht er die Leser seiner Kalender mit der Schweizergeschichte bekannt, führt ihnen die Verdienste ihrer Väter zu Gemüthe, um sie das kostbare Kleinod der Freiheit schätzen zu lehren und Vaterlandsliebe in ihren Herzen zu wecken. Wie es gekommen, daß Uri, Schwyz und Unterwalden das Joch der Tyrannei abschüttelten; wozu die Grausamkeit den wackern Willhelm Tell verdammte, und was er that, um sich der unverdienten Strafe zu entziehen; wie und wann der eidsgenössische Bund entstand, und wie sich ein Ort nach dem andern an ihn anschloß. Welche Gefahr ihm bei Morgarten und Sempach drohten, und wie glücklich sie die Eidgenossen, im Vertrauen auf Gott und für ihre Freiheit begeistert, abwandten; welche Kämpfe unsere Väter bestanden, welche Siege sie errangen gegen den mächtigen und übermüthigen Burgunder und gegen Oestreichs Macht im Schwabenkrieg; das alles erzählt Walser in seinen Kalendern mit der ihm eigenthümlichen Einfachheit und Deutlichkeit. Hätte er für sein Publikum einen bessern Stoff wählen können?

Endlich sind die meisten Erzählungen, womit er die Lücken seines Kalenders ausfüllte, geeignet, bei den Lesern das Gefühl der Abhängigkeit von Gott, Dankbarkeit für seine Wohlthaten, Abscheu vor dem Bösen nnd Liebe zum Guten zu wecken, mit einem Wort Frömmigkeit zu befördern. Wenn mitunter eine Geschichte vorkömmt, die uns nicht zusagt, so haben wir es nicht seiner Eigenthümlichkeit, sondern dem Geschmacke seines Zeitalters zuzuschreiben.

Im Jahr 1740 gab er seine Appenzellerchronik heraus. Er erhielt von der Landesobrigkeit für die Dedication und für eine Anzahl Exemplar derselben ein Geschenk von 200 fl. Dieses Buch ist unsern Lesern schon bekannt; auch war in dem Monatsblatt des vorigen Jahres, Nro. 6., davon die Rede. Wir bemerken daher nur, wie er zur Verfassung dessel-

ben veranlaßt wurde: Zuerst wollte er nur einige Unrichtigkeiten, die er in alten Chroniken fand, verbessern. Zu dieser Absicht mußte er sich an den Bibliothekar in dem Kloster zu St. Gallen und den Verwahrer des Archivs zu Appenzell wenden. Das, was man ihn an Ort und Stelle benutzen ließ, übertraf seine Erwartung, und weckte in ihm die Lust, selbst etwas Ganzes zu schreiben. Von einigen Herren des Landrathes überdies ermuntert, lieferte er ein Werk, das, im Verhältniß seiner nicht reichen, noch jetzt vorhandenen, in der Stadt Winterthur aufbewahrten Hülfsquellen, für seine Zeit und in seiner Art zu den besten gehört, und aus dem die ersten Geschichtschreiber schöpften.

Ein für seine Zeit verdienstliches und auch jetzt noch brauchbares Werk ist sein Schweizeratlas, zu dem er auch eine Geographie verfaßte. Jener kam zu Nürnberg 1768, bei den Homannischen Erben, diese 1770 zu Zürich bei Orell, Geßner und Comp. heraus; auf welche Veranlassung er den Entschluß faßte, eine so schwierige Arbeit, wie sein Atlas, an's Licht zu fördern, ist uns unbekannt. Sein Zweck bei der Beschreibung der Schweiz war, wie er sich in der Vorrede erklärt: „Leuten, welche sich nicht gern mit weitläufigen Geographien befassen, mit einem nicht sehr großen Bande zu dienen.“ Er sagt, es sey zum Theil ein Compendium von Herrn Pfarrer Fäsis Werk; „doch habe er,“ fährt er fort, „was er geschrieben, meistens selbst gesehen und erfahren.“ Dieses mußte ihm um so weniger schwer fallen, da seine Reiselust ganz ausserordentlich und beinahe unwiderstehlich war. Demselben Buche ist eine Beschreibung von den Merkwürdigkeiten in den Schweizeralpen und hohen Bergen beigefügt. Von ihnen redete er so gern mündlich zu seinen Bekannten und zu jedem der Sinn dafür zeigte. Warum hätte er nicht auch schriftlich etwas darüber sagen sollen? Die Auswahl der Gegenstände und die Darstellung beurkunden Wohlgefallen an der Einfachheit des Hirtenlebens, Sinn für's Große in der Natur und Liebe zum Volke.

Was diesem angenehm oder nützlich seyn könnte, darauf richtet er überall sein Augenmerk, und erzählt seine Beobachtungen in einer faßlichen Sprache. Beim Anblick erhabener Gegenstände fühlte er sich selbst erhoben und von frommer Freude hingerissen; diese äussert er auf eine ungezwungene Weise. Vorzüglich anziehend ist darin seine Erzählung für religiöse Gemüther. Den Anfang derselben machen folgende Worte: „Unter allen menschlichen Wissenschaften sind diejenigen die nützlichsten, die uns zur Erkenntniß des herrlichen Schöpfers leiten. Gott hat den Menschen als das edelste Geschöpf unter den uns sichtbaren auf diese Welt gesetzt, um seine Herrlichkeit im Reich der Natur und Gnade auf dieser großen Schaubühne kennen zu lernen. Es haben uns schon viele gelehrte und gottselige Männer bei Betrachtung der Wunder Gottes in der Natur auf ihren großen Urheber gewiesen; die schönen Schriften davon, eines Derhams, Müllers, Hervey, Brocks, Scheuchzers, Sulzers ꝛc. liegen am Tage. David sagt Psalm 111, 2.: Groß sind die Werke des Herrn! Gehe man nur in die Alpen, wie prächtig und majestätisch ist der Anblick dieser hohen Berge, man mag von ihrer Höhe herunter sehen, oder aus einem Thal die Augen in die Höhe richten.“

Oft weicht er etwas von seinem Gegenstande ab und lenkt die Aufmerksamkeit der Leser auf seine Person, indem er ihnen, was ihn selbst in Staunen setzte oder Freude gewährte, darstellt. Wenn er auch nicht unter einem Volke gelebt hätte, das solche Erzählungen mit Wonne hört, so wäre man nicht versucht, ihm diese Gewohnheit als Fehler anzurechnen. Er erzählt harmlos, was sein Gemüth ergriff, und indem er von sich selbst redet, bezeichnet er zugleich die Aussendinge und bringt sie dem Gefühle möglichst nahe. Auch der Gebildete wird ihm seine Aufmerksamkeit gönnen, wenn er ihm sagt, wie er bald mit den Sennen sich unterredete, bald unter freiem Himmel übernachtete, wie ihm bald auf der Spitze der Berge, bald in der Tiefe einer Höhle oder am

Rande eines furchtbaren Abgrundes Gefahr drohte. Zum Beweise folgen hier einige Stellen.

Einst machte er mit Hrn. Dr. Zellweger von Trogen eine Reise in die innrhodischen Alpen. Auf einer derselben, hinter dem Aescher genannt, blieben sie über Nacht. „Auf dieser Alp", sagte er, hatten wir ein wunderbares Nachtlager; wir lagen auf einem Haufen Bergheu in keiner Höhle, sondern an der Wand eines hohen Felsen, der steil, wie eine Wand abgeschnitten war. Wir hatten keine Decke und kein Dach, sondern lagen unter dem freien Himmel. Es regnete die ganze Nacht entsetzlich stark, dennoch ist kein Regentropfen auf uns gefallen, und wir schliefen ganz ruhig."

Um den Lesern zu beweisen, daß man auf den Bergen ganz andere Wetterzeichen als in tiefern Gegenden habe, berichtet er: „Der Fön- oder Südwind hat auf den hohen Alpen eine ganz andere Art als in den Thälern; bläst er im Sommer Morgens früh, ist es eine gewisse Anzeige des guten Wetters; wenn er hingegen des Morgens in den bewohnten Thälern sich zeiget, so erfolget unfehlbar Nachmittag Regen. Eine Probe davon: Auf eine Zeit übernachtete ich auf den hohen innerhodischen Alpen. Am Morgen blies der Südwind stark. Ich stand früh aus meinem Bett, von Bergheu gemacht, auf, und sagte zum Sennen: Er solle mir gleich etwas zum Frühstück machen, ich wolle mich wieder nach Hause begeben, denn, da der Südwind blase, so gebe es Nachmittag Regen. Der Senn lachte meiner und sagte: Der Herr hat nun viele Jahre gute Kalender gemacht und drucken lassen, aber ihr versteht das Wetter noch nicht, denn der Fönwind auf unsern Bergen bringt uns das schönste Wetter, und es kam also, wie mir der Senn sagte."

Auf einer Reise vom Engadin in's Brettigau, über die Gipfel des hohen und öden Scaletterberges, schien der letzte seiner Tage gekommen zu seyn, wie aus folgender Eezählung erhellet:

„Ich bin einmal mit einem Pferdehändler aus dem

Montafun über diesen Berg gereist. Des Tags zuvor war ein großes Wasser; wir übernachteten am Fuß des Berges in dem Dörfchen Susanna. Am Morgen früh reisten wir ganz vergnügt bei zwei Stunden den Berg auf gegen dem Brettigau. Einsmal rufte mein Kamerad voll Schrecken überlaut: Mein Gott! das Wasser hat die Brücke weggeschwemmt; jetzt können wir nicht über den Fluß. Denn er stürzte sich mit vielem Wasser tobend und schäumend den Berg herab; zurück konnten wir auch nicht, weil der Inn-Fluß die Brücke auch weggerissen. Vor uns hatten wir einen großen Schutt von Steinen, der von den Felsen gefallen; über diese Steine mußten wir reisen. Da wir diese Schwierigkeit überwunden, kam eine noch weit größere. Wir hatten rechter Hand einen steilen Felsen, unter uns den wüthenden Fluß und vor uns einen stotzigen Berg mit einer eisenhaltigen Mineralerde, darauf kein Gras gewachsen und die so locker war, daß jeder Tritt dem Mann und Pferde sogleich unter dem Fuß entwichen und uns in den Fluß hinunter gestürzt hätte; da waren wir nun in äusserster Lebensgefahr. Der Mann sagte: Nun befehlet Leib und Seele Gott; ich will's auch thun; nehmet das Pferd an die Hand, bindet aber den Zügel nicht um die Hand herum, damit, wenn das Pferd hinunter fällt, ihr nicht mitgezogen werdet; fallet ihr hinunter, so nehme ich das Pferd an die Hand und führe es euerer Frau zu; mit dem Bericht, daß ihr ertrunken seyd.

„Der Mann gieng also voran; mitten am Berg fiel er mit dem Pferde ein ziemliches Stück weit hinunter, konnte sich aber mit Noth noch retten; ich hatte mein eigenes, frisch, wohlgefüttertes Pferd, sprang geschwind und frisch mit dem Pferde durch, und jeder Tritt entgieng mir unter den Füssen, kam aber (Gott Lob!) glücklich durch.“

Auf einer Reise aus dem Montafun in's Brettigau über die Tillosner-Alp, wurde er sehr unangenehm überrascht. Auf der Höhe des Berges, wo er nach langer Anstrengung

eine Aussicht und einen Pfad in ebnere Gegenden hoffte, zeigten sich seinem erstaunten Blicke auf allen Seiten nichts als Bergmassen und Felsenspitzen. Walser, dem wegen seiner Tochter, die er mit sich führte, bange war, fragte seinen Wegweiser unfreundlich: Wohin führst du uns? Dieser, der Gegend kundig, beruhigte ihn mit den Worten: Kommen Sie nur her, und stellte ihn vollends zufrieden, indem er ihn zwischen zwei hohen Felsen wie durch ein Stadtthor nach einem von der Natur gebildeten schauerlichen Amphitheater, das 260 Schuh in die Runde beträgt, führte und ihn bald darauf von da, nach Walsers Zeugniß, dem furchtbarsten und wildesten Ort, den er auf seinen Alpreisen gesehen, in eine gute Straße nach dem Ort, wohin er zielte, leitete. Auf dem Albula ward er mit seinen Kameraden von einem Hagelwetter überfallen, eine Bergrufe bildete sich vor ihren Augen und versperrte ihnen den Weg. Es blieb ihnen keine andere Wahl übrig, als entweder acht Stunden weit zurückzukehren oder sich in den tiefen Morast zu wagen. Walser wählte das Letztere, und kam, wiewohl mit der größten Anstrengung, glücklich durch. Auf dem Meßmer sah er einst eine sogenannte Allermansharnisch-Wurzel oben am Rande eines hohen, steilen Felsen, der wie eine Wand abgeschnitten war und nur in der Mitte einen kleinen Bord hatte. Seine Frau war gerade damals in der Hoffnung und von heftigem Krampf geplagt. Da ihr Jemand vorgegeben hatte, eine solche Wurzel wäre das Erlösungsmittel von ihrem Schmerz, so bat sie ihren Mann, bei seinem Weggehen, er möchte ihr eine solche mitbringen. Er, der zwar von diesem Mittel kein Wunder erwartete, aber als ein guter Ehemann seine Frau zu beruhigen wünschte, holte, so dringend ihn auch sein Führer vor einem solchen Wagstück warnte, die Wurzel und brachte sie der Leidenden. Ihr Glaube half ihr, sie ward bald darauf von ihrem Uebel befreit. Diese und andere Geschichtchen, in denen wir einen Mann, an dessen Schicksal wir Theil nehmen, nach der

größten Gefahr bald wieder durch seine Entschlossenheit gerettet sehen, gewähren uns, mit den Umständen, die er dabei anführt, ein wahres Vergnügen. Ein Grund mehr, warum wir wünschen, daß unsere Landleute das Buch, in dem sie enthalten sind, statt es im Staube liegen zu lassen, bei Gelegenheit lesen möchten.

(Die Fortsetzung folgt.)

542369

Bruchstücke zur Geschichte des Loskaufes der Kirche der reformirten Einwohner von Grub, von den katholischen Einwohnern dieser Gemeinde.

Schon im Jahr 1723 wünschten die reformirten Einwohner von Grub eine eigene Kirche zu haben, um so mehr, da die alte Kirche nicht mehr groß genug war, beide Arten Gottesdienst gebührend darin zu versehen. Auf Bitte derer von Grub verordnete die hohe Landesobrigkeit den Herrn Bartholome Zuberbühler, damaligen reformirten Pfarrer in Grub, an Se. Fürstliche Gnaden den Abt Joseph von St. Gallen ab, mit den nöthigen Creditiven versehen, und begehrte, daß die fürstlichen Unterthanen sich mit den reformirten Grubern verständigen, die Kirche zu vergrößern oder aber sich auskaufen lassen und eine eigene Kirche bauen.

Als nun der Fürst-Abt über diesen Gegenstand sich mit seinen Räthen berieth, wollten die meisten geistlichen Räthe in keinen Auskauf eintreten, weil sie hofften, daß viel leichter die Reformirten wieder katholisch würden, wenn die Zeiten einer solchen Veränderung günstig wären, so lange sie beide Theile noch die nämliche Kirche hätten, und zudem würden sie dadurch noch einen Theil des Jus Patronatus (Recht, den Pfarrer zu wählen) beibehalten, hingegen wünschten die katholischen Einwohner von Grub eben so sehr als die reformirten die Trennung durch einen Auskauf, und die weltlichen Pfalz-Räthe stimmten ebenfalls dafür.